

Grab, Haus und Herd in der Urzeit.

Ein Beitrag zur Deutung urgeschichtlicher Grabvorkommnisse.

Die Auffassung, daß Grab, Haus und Herd in einem innern Zusammenhang stehen, in der Urzeit geradezu eine unlösbare Dreiheit bilden, ist aus jahrelangen Studien erwachsen. So viel ich sehe, stehe ich damit noch allein. Da ist es gegeben, die Fachwelt mit einigen vorläufigen Ergebnissen vertraut zu machen, die hier nur in knappster Form, manchmal sogar nur andeutungsweise vorgelegt werden können. Es bleibt mir völlig klar, daß zwingende Schlüsse nur von einer Reihe einschlägiger Arbeiten zu erwarten sind, die alle auf der genetischen Methode fußen müßten. Meines Erachtens hat nämlich eine Bearbeitung urgeschichtlicher Denkmäler nur dann vollen wissenschaftlichen Wert, wenn sie von der Betrachtung einer bestimmten geschlossenen Gruppe ausgeht und diese in ihrer gesamten Entwicklung und Beziehung zu benachbarten Kulturkreisen aufhellt.

So dürfen denn von dieser Studie weder Vollständigkeit noch abschließende Urteile erwartet werden. Sie erfüllt ihren Zweck vollauf, wenn sie die urgeschichtliche Forschung auf auffällige Vorkommnisse und mutmaßliche Zusammenhänge hinweist und zu neuer Fragestellung aufmuntert.

Der Gang der Untersuchung setzt mit der Betrachtung des Grabes ein, leitet zu Haus und Herd über, sucht deren kultische Verbundenheit zu erweisen und schließt mit dem Versuche, eine Anzahl Grabbeigaben auf ihren Sinn zu deuten.

I. Das Grab.

Zu den wichtigsten Quellen der Erkenntnis urzeitlicher religiöser Vorstellungen gehört das Grab. Zum Glück besitzen wir Grabanlagen schon aus den Anfängen des Menschengeschlechtes, wenn auch in ganz kleiner Zahl. In der Altsteinzeit treten uns in den Gräbern von Le Moustier, La Ferrassie und Grimaldi eine Reihe von Riten entgegen, wie Hockerbestattung, sog. Totenhochzeiten, Beigabe von Schmuck, Geräten und Farbstoffen, die wir dann bis ins frühe Mittelalter immer wieder verfolgen können. Diese ununterbrochene Folge der gleichen Grabriten durch alle Zeiten hindurch läßt vermuten, daß der Urmensch von ähnlichen Vorstellungen vom Tode beseelt war, wie seine geschichtlichen Nachfahren. Methodisch gesprochen, dürfen wir demnach die Grabriten der Altsteinzeit mit solchen aus der Zeit der fränkischen Herrscher in Vergleich setzen.

Vorab wäre es wichtig, wenn wir die älteste Auffassung vom Tode möglichst scharf kennzeichnen könnten.

Die Auffassung vom Tode.

Hier stoßen wir schon auf eine Schwierigkeit. Die Gräber mit ihren Beigaben verraten uns wohl, was für Arten solcher vorliegen, wie und wo sie gelagert sind, aber über die geistigen Vorstellungen des Urmenschen, über seine innere Einstellung zum Tode lassen sie uns im Unklaren. Aus der Hockerlage

wird man nach der allgemeinen Auffassung wohl den Schluß ziehen dürfen, daß sie dem Toten die Wiederkehr unmöglich machen sollte. Auch läßt die Tatsache, daß schon sehr frühe Doppelbestattung von Leuten verschiedenen Geschlechtes gleichzeitig stattfindet, die Annahme von Totenhochzeiten zu, wie sie O. Schrader genannt hat.

Um in die Geistigkeit des Urmenschen tiefer einzudringen, sind wir auf das Zwangsmittel des ethnologischen Vergleichs angewiesen, das uns freilich nur Analogieschlüsse erlaubt. Es ist in der Tat kein zwingender Grund vorhanden, die Gebräuche und Vorstellungen der heutigen Naturvölker ohne weiteres auf die urgeschichtlichen Völker zu übertragen. Und doch bieten uns solche Analogieschlüsse oft die einzige Möglichkeit, in die Vorstellungswelt der Primitiven überhaupt einzudringen. Man hat sich in keiner Wissenschaft geschaut, die Begriffe „tabu“, „Totem“ oder „Fetisch“ zu übernehmen, trotzdem die Erscheinungen, ja zum Teil die Bezeichnungen selber von Naturvölkern stammen.

In das Denken dieser Menschen hat uns am klarsten L. Lévy-Bruhl eingeführt.

Nach seinem Vorgang¹⁾ müssen wir die primitive Geistesart als mystisch und prälogisch zugleich bezeichnen. In den Augen der Naturvölker sind die Toten von den Lebenden nicht durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt, sondern sie stehen mit ihnen dauernd in Beziehung. Diesseits und Jenseits bilden eine untrennbare Einheit, die erst durch das logische Denken in zwei getrennte Begriffe geschieden worden ist. Da nun Körper und Seele (oder Schatten) dauernd miteinander verknüpft sind, so lebt der Tote nach solchen Vorstellungen als lebender Leichnam weiter. Als solcher verspürt er Hunger und Durst. So werden ihm Speisen und Getränke in Schüsseln und Krügen ins Grab hineingestellt. Aber darüber hinaus besteht noch die Verpflichtung, ihn auch in der Folge damit zu versorgen. Solchen Zwecken dienten höchst wahrscheinlich Einrichtungen, die gelegentlich festgestellt worden sind in Form von Tonröhren oder altarähnliche Aufmauerungen auf Gräbern, die den Zugang ins Grabinnere vermittelten. Aus den Beispielen halte ich das Vorkommen vom Schachtgrab Nr. 4 in Mykenae fest, sowie Tonröhren auf Gräbern der gallorömischen Zeit in Poitiers²⁾.

Die Totenbeigaben im Allgemeinen.

Die Gegenstände, die der Tote verwendet hat, sind nicht nur sein, sondern nach dem Gesetz der Partizipation er selbst. Sie sind mit ihm auf mystischem Wege untrennbar verbunden. Nur so erklärt sich die uralte Verpflichtung, dem Toten seine Gegenstände mit ins Grab zu geben, weil sie einen Teil des Toten bilden. Vielleicht ist gerade daraus der weitverbreitete Begriff des Totenteils entstanden, das H. Brunner im germanischen Rechte nachgewiesen hat³⁾; es ist dies der Anteil, der dem Toten von Rechtswegen am eigenen Nachlaß gebührt. Er bestand ursprünglich aus der Fahrnis, dem ältesten persönlichen Eigentum des Menschen, das mit dem Verstorbenen begraben oder verbrannt wurde, je nach dem herrschenden Ritus. Ursprünglich hatte die Fahrnis wohl sakralen Charakter, der bei der engen Beziehung von Kult und Rechtsprechung sich in rechtlichen wandelte.

¹⁾ L. Lévy-Bruhl, Das Denken der Naturvölker. Übers. von P. Friedländer 2. Aufl. Wien u. Leipzig 1926.

²⁾ E. Linckeheld, Stèles funéraires en forme de maison, Paris 1927 S. 129.

³⁾ H. Brunner, Das Totenteil in germ. Rechten. Zeitschr. d. Savigny-Stiftung. Germ. Abteil. 19, 107 ff.

Aber es lassen sich auch noch andere Tatsachen gegen die übliche logische Auffassung anführen, die dahin geht, die Beigaben schlechtweg als im Leben und Sterben notwendige Gegenstände zu erklären. Wir werden später noch darauf zurückkommen.

Die Doppelwertigkeit der Toten.

Der Tote ist doppelwertig. Er kann schaden und nützen. Im Momente, wo der gesunde Mensch von einer unsichtbaren Macht getroffen und dahingerafft wird, erscheint er einem Dämon verfallen, der auch den Überlebenden gefährlich zu werden droht. So werden die zahllosen Abwehrmaßnahmen bereiflich, vor allem die Fesselung der Toten, die in der sitzenden Hockerbestattung ihren schärfsten Ausdruck findet. Hier lehrt uns die Ethnologie eine weitere wichtige Einzelheit, daß nämlich bei den modernen Naturvölkern zu der Fesselung der Gliedmassen noch das Vernähen der Körperöffnungen hinzukommt, aus denen die unheilvollen Geister entweichen könnten. Im modernen Volksglauben sind die Vorstellungen von der Gefährlichkeit der Toten durchaus noch lebendig. Die Schlafenden müssen im Totenhouse geweckt werden, damit die Geister nicht in sie eindringen können, die Weinfässer geklopft, die Bienenstöcke gerüttelt werden; so wird Schaden verhütet.

Im Totengemach wird eine Kerze aufgestellt zu Häupten des Toten, wohl eine Ablösungsform für die urzeitlichen rituellen Totenfeuer.

Im Volksglauben von Mase (Eringertal, Wallis) bestand noch im 18. Jahrhundert die Vorstellung, daß die Seelen der Verstorbenen in den Häusern und Zimmern weilen; man soll daher niemals die Türen heftig öffnen, damit die Seelen nicht gefangen oder verletzt werden. Ja, man tut gut daran, vor dem Eintreten zwei- bis dreimal mit dem Schlüssel anzuklopfen, damit sie sich in Sicherheit bringen können.

Man unterscheidet dort ferner den Zauber, der von den Lebenden, und denjenigen, der von den Toten ausgeübt wird. Deswegen ist man in Gefahr, wenn man unversehens unter sie tritt, von ihrem Hauch berührt zu werden, woraus alle möglichen Krankheiten entstehen können⁴⁾.

Das Feuer als Mittel zur Austreibung der Dämonen.

Das Feuer, zuerst als Wärme- und Lichtspender, dann auch als reinigendes Element, trat bedeutsam in das Leben des Urmenschen ein. Wohl durch einen Zufall dem Menschen bekannt geworden, mußte es sich bald besonderer Verehrung erfreuen, da es von der Witterung und den Tageszeiten unabhängiger machte. Das Volk der Griechen knüpfte seine Einführung an die Person des Prometheus, aber auch bei weniger phantasiebegabten Naturvölkern stellte sich das Bedürfnis ein, die Erfindung kultisch zu begründen oder seine Wertschätzung ins Kultische zu steigern. Wie man es anfangs in der Mitte der Behausung anbringt, um den ganzen Raum gleichmäßig zu erwärmen und zu erhellen, wird ihm später an der gleichen Stelle eine eigentliche Herdstätte errichtet, deren kultische Bedeutung sich sehr früh abzuzeichnen beginnt. Der Gebrauch, auf dem Herde ein ständiges Feuer zu unterhalten, scheint weit zurückzugehen und kultisch bedingt zu sein. So werden wir es verstehen, wenn auch in den Gräbern Spuren solcher Gedankengänge erweislich sind.

Die Kohlehäufchen.

Von solchen rituellen Totenfeuern können wir aus guten Gründen nur noch spärliche Reste antreffen. Die Kohlehäufchen, die wir seit dem Neoli-

⁴⁾ F. Fankhauser, Aus der Walliser Volkskunde S. 428 f. in Festschrift Gaudat 1926.

thicum bis zur Latènezeit finden, in der Nähe des Grabes oder darin selbst, lassen sich leichter als Reste von rituellen Feuern zur Austreibung der Dämonen erklären, denn als Reste von Feuern zur Bereitung von Totenmählern. Im letzteren Falle müßten wir auch auf Asche und angebrannte Holzstücke stoßen. Im latènezeitlichen Grab Nr. 86 von Münsingen (Kt. Bern) lag auf der eisernen Speerspitze, sorgfältig gehäufelt, eine Handvoll Holzkohlen.

Im Volksglauben des Kantons Freiburg (Neyruz) ist die unheilabwehrende Wirkung des Herdfeuers noch lebendig. Dort werden die Kohlen vom Feuer des Ostersonntages, also des „neuen Feuers“, weggenommen und an den vier Ecken des Hauses leicht in die Erde gebettet. Sie beschützen das Haus vor Feuer und Gewittern⁵⁾.

Der Ahnenkult.

Mit der Austreibung der Todesdämonen scheint sich auch die Auffassung der Lebenden von dem Toten zu wandeln. Er ist ihnen nicht länger schädlich, sondern nützt den Überlebenden. Deswegen erfreut er sich jetzt besonderer Verehrung. Aus diesem Gefühl heraus könnte der Ahnenkult erwachsen sein, der bei Griechen und Römern im Mittelpunkt des Totenkultes überhaupt stand.

Ob sich der Ahnenkult freilich in Grabvorkommnissen klar und unzweideutig nachweisen läßt, scheint fraglich. Doch dürfte der Auffassung Raum gegeben werden, daß die in Gräbern nachgewiesenen Totenhochzeiten ihre beste Erklärung gerade dadurch gewinnen. Der Tote muß einer Frau angetraut werden, damit der Kultus des Verstorbenen im Schoße der Familie stattfinden kann; auch wenn er bei seinem Ableben das heiratsfähige Alter noch nicht erreicht hatte. Deswegen schritt man zu Schein- oder Totenhochzeiten. O. Schrader hat als erster auf diesen urgeschichtlichen Ritus hingewiesen, der noch im 19. Jahrhundert im alten Serbien geübt worden ist. Die Sitte der Totenhochzeiten läßt sich von der Altstein- bis zu der jüngeren Eisenzeit nachweisen.

Die zweistufige Bestattung.

Nach prälogischer Auffassung vollzieht sich der Tod in zwei Stufen⁶⁾. Der endgiltige Tod tritt erst nach der zweiten Stufe ein, die mit dem Abschluß der Verwesung und der Entfleischung der Knochen zusammenfällt. Dann erst werden die Knochen aus der ersten vorläufigen Grabstätte herausgenommen und an endgiltiger Stätte beigesetzt. Das gibt uns den Schlüssel zu den meisten Vorkommnissen in den Megalithgräbern, Ganggräbern wie Dolmen. Aber bis heute noch nicht einwandfrei erklärt sind die Vorstellungen, die in der jüngeren Steinzeit zur Totenverbrennung geführt haben.

Die Totenverbrennung. Ihre Entstehung.

Eine Ansicht geht dahin, daß die Menschen in der Verwesung des Körpers eine Befleckung der Seele erblickt hätten. Das habe zur Einführung der Totenverbrennung geführt. Eine einleuchtendere Auffassung will darin ein radikales Mittel erkennen, die gefährliche Wiederkehr der Toten zu verhindern. Wie erklären wir dann die Tatsache, daß die beiden Riten von da an nebeneinander hergehen, oftmals im gleichen Gräberfeld, von der gleichen Sippe, dem gleichen Stamme geübt? Schon früher liegt der Fall vor, daß im

⁵⁾ P. Aebischer, Comment on se protège de la foudre et de la grêle dans les campagnes fribourgeoises. Annales frib. 18, 1927, 49—69.

⁶⁾ R. Hertz, La représentation collective de la mort. Année sociol. 10, 48—157. Zitiert bei Lévy-Bruhl S. 285.

gleichen Gräberfeld die einen Toten in ihrer natürlichen, die anderen in Hockerlage beigesetzt wurden. Ist die Hockerstellung als Mittel zur Verhinderung der Wiederkehr der Toten angesehen worden, so müssen gewisse Tote als besonders gefährlich gegolten haben, andere als ungefährlich. Nach H. Naumann verfährt aber weder Fesselung, noch Enthauptung, noch Pfählung der Toten. Man griff daher zum radikalsten Abwehrmittel, der Verbrennung. Dies kommt auch im deutschen Märchen zum Ausdruck, wo die Hexen verbrannt werden, damit sie endgiltig vernichtet sind (Hänsel und Gretel⁷⁾). Aber da auch die Verbrennung nichts half gegen Träume und Phantasien, da der Tote und vollkommen Vernichtete dennoch wiederkam, so ergab sich notwendig der Schluß, daß das Leben nicht im Körper sitze, sondern in der Seele, die den Körper im Schlaf und Traum und dann auch im Tode verlasse. Die Deutung des gotischen *saiwala* „Seele“ als die „bewegliche“ und die Verbindung mit *Aiolos* liegt von hier aus besonders nahe⁷⁾. Nach H. Naumanns überzeugenden Ausführungen wäre die Seelenvorstellung aus der Verbrennung hervorgegangen. Als Stütze erwähnen wir einen volkskundlichen Beleg. Im Volksglauben von Saanen lebt die Vorstellung von der „beweglichen“ Seele bis auf den heutigen Tag weiter. In der Geschichte von der ausgegangenen Seele sieht ein Handwerksbursche, der aus dem Schlafe erwacht, wie ein blaues Flämmchen in den Büschen herumfährt; umsonst versucht er seinen schlafenden Gefährten zu wecken; dieser liegt da, wie ein Toter; erst als das Flämmchen in seinen Körper zurückgekehrt ist, kann ihn der andere zum Leben erwecken⁸⁾.

Als typisches schweizerisches Beispiel für die zweistufige Bestattung kann der Dolmen von Auvernier gelten, der von V. Groß untersucht worden ist⁹⁾. Hinsichtlich der Bestattung zeigt er klare eindeutige Verhältnisse. Nirgends befindet sich ein Skelett in seiner ursprünglichen Lagerung, wie etwa in Chamblandes, sondern Schädel und Langknochen sind förmlich hingelegt worden. Besonders auffällig ist die Anordnung der Skeletteile in der Mittelkammer. An den vier Wänden sind die Schädel aufgestellt, in der Mitte die Langknochen und übrigen Knochen aufgestapelt. Die erstmalige Bestattung muß also an einer andern Stelle stattgefunden haben; im Dolmen, der ein eigentliches Ossuarium darstellt, erfolgte die endgültige Beisetzung. Diese zweistufige Bestattung, die offenbar für die Mehrzahl der Dolmen angenommen werden muß, lebt bis heute noch in Griechenland weiter. Nach erfolgter Verwesung der Weichteile werden die Knochen dem Grabe entnommen, mit Wein gewaschen und endgültig beigesetzt. Ähnliche Vorstellungen können den heutigen Beinhäusern im Wallis, wie Naters, Visp usw. zu Grunde liegen. Dort sind die Schädel der Verstorbenen zu eindrucksvollen Schädelmauern aufgeschichtet, dahinter die Langknochen.

In süddeutschen ähnlichen Beinhäusern hat sich die Speisung der Toten, zum Teil in rot bemalten Holzschüsseln, noch bis ins 17. Jahrhundert erhalten¹⁰⁾.

Die Ockerbeigaben.

Eine der häufigsten Beigaben in den vollneolithischen Steinkistengräbern der Schweiz mit Hockerlage ist der Ocker, der vorwiegend in Stücken roten, seltener gelben Ockers auftritt. Das Auftreten von Rotfärbung auf Knochen

⁷⁾ H. Naumann, *Primitive Gemeinschaftskultur* (1921) S. 58, S. 59.

⁸⁾ E. Friedli, *Saanen. Bärndütsch* Bd. 7, 1927, 481. *Volksglauben* von Dr. A. Jaggi u. R. Martin-Wehren.

⁹⁾ V. Groß, *Les tombes lacustres d'Auvernier*. 7. *Pfahlbauber*. S. 56 ff. Taf. 21, 22.

¹⁰⁾ *Deutsche Gauen* 27, 1926, 115. Gefl. Hinweis von Hr. Direktor Dr. R. Wegeli.

und Beigabe von Farbstoffen erklärte Pigorini 1880 mit der Rotfärbung dieser Knochen nach der Verwesung¹¹⁾. An Hand neuerer Vorkommnisse von Brünn und von Glis in der Schweiz schlossen sich Virchow, Martin und J. Heierli dieser Auffassung an, während F. Knauer die Rotbemalung verwarf und darin den Niederschlag von Eisenoxyd erblickte, der dem Toten auf das Gesicht geschüttet worden sei¹²⁾. Ausschlaggebend schien die ungleichmäßige Verteilung der Farbe auf den Knochen und deren Lagerung in vollständig natürlicher Ordnung.

R. Forrer faßte die Ockerbeigaben als Zeugnisse der Hautbemalung der vorgeschichtlichen Toten auf. Daher das Vorkommen von Farbreibplatten in den Hockergräbern von Adimim, die Stücke roten und gelben Ockers in Chamblandes¹³⁾ und in den Höhlen Liguriens beides zusammen in Form von Ockerstücken, Reibplatten und Malstempeln¹⁴⁾.

Eine Lösung der Frage strebte von Duhn an in seiner wertvollen Abhandlung „Rot und Tod“¹⁵⁾. Rot ist der Stoff des Lebens, der dem Toten vermittelt werden muß. Daher rühre die Mittelmeersitte, das Innere der Gräber rot auszumalen, und zwar stets mit einem Zinnober- oder Mennigrot, der Farbe des Blutes vergleichbar. Zur Stützung führt er eine Stelle bei Varro an, wo das Blutopfer durch rote Farbmittel abgelöst erscheint. „Der Tote ist hilflos, wenn er bleich daliegt, deshalb verlangt er durch die Lebensfarbe gegen böse Einflüsse geschützt zu werden. Damit löst sich der scheinbare Widerspruch, daß die Hinterlassenen, die sich so vor der Wiederkehr der Toten scheuen, durch Blutopfer und deren zahlreiche Ablösungsformen, sowie durch jenes Rotmalen ihn zu befriedigen suchen.“

Der Auffassung von Duhn's schloß sich A. Sonny an. Diese Farbstoffe haben rituelle Bedeutung und sind wohl eine Ablösung der Blutopferspende¹⁶⁾.

An Hand des Vorkommens von gelbem Ocker in den steinzeitlichen Hockergräbern der Schweiz habe ich diese Auffassung seinerzeit bekämpft. Gelber Ocker schien mir unmöglicher Ersatz für rote Lebensfarbe. Heute, wo uns das prälogische Denken näher gebracht worden ist, scheinen mir solche Bedenken fallen zu müssen. Gelber Ocker, Zinnober und Mennige sind alle nicht blutrot, wie das Eisenoxyd, das ja gerade wegen seiner Blutähnlichkeit Haematit heißt, und bilden doch Beigaben und Wandfarben der Grabgemäcker. Zu dieser Überlegung gesellt sich ein Vorkommnis, das mich schon früher stutzig gemacht hatte. Der Ocker liegt sehr oft in der Nähe des Schädels, einmal sogar in einer Vertiefung unmittelbar vor dem Mund des Verstorbenen, woraus doch der Schluß auf Ablösung von Blutspenden in Form von Ockerbeigaben gezogen werden könnte.

2. Grab und Haus.

Der Volksmund spricht vom Totenbaum und vom Totenhaus, und bezeichnet so den Sarg und das Grab. Handelt es sich um eine dichterische Umschreibung oder liegen uralte Vorstellungen zu Grunde? Im letzteren Falle müßten wir in den urgeschichtlichen Grabanlagen Nachbildungen von Wohnstätten

¹¹⁾ Pigorini, *Avanzi umani e manufatti litici coloriti dell' età di pietra*. *Bullet. paletnol-ital.* 1880, 55.

¹²⁾ *Zeitschr. f. Ethnol.* 52, 1900, 515.

¹³⁾ R. Forrer, *Über Steinzeit-Hockergräber* (1901) S. 52 ff.

¹⁴⁾ Vgl. genaue Angaben v. Schriften in O. Tschumi, *Hockergräber* (1921) S. A. S. 47 f.

¹⁵⁾ *Arch. f. Rel.-Wissensch.* 9, 1906, 1—24.

¹⁶⁾ *Archiv f. Rel.-Wissensch.* 9, 1906, 525.

der Lebenden finden. Wir suchen nach Beispielen aus den verschiedenen ungeschichtlichen Epochen.

Leider ist die Zahl der altsteinzeitlichen Gräber noch sehr gering. Sie haben sich meist in Höhlen oder unter Felsschirmen gefunden, in der Nähe der Siedelungen oder in ihnen selbst. Aber weitere Schlüsse können wir daraus nicht ziehen.

Deutlicher heben sich in der jüngeren Steinzeit Grabformen ab, die in ihrer Erstellungsweise und in ihren Ausmaßen an Nachbildungen von Häusern denken lassen. Die mächtigen rechteckigen Dolmengräber und die umfangreichen rundlichovalen Steinkreise, seien sie von Gräber- oder Tempelanlagen, legen den Gedanken nahe, daß man bei ihrer Erstellung bestehende Gebäudeformen nachgeahmt hat, freilich ins Großartige gesteigert. Es wären danach die Dolmen und Steinkreise Nachahmungen des Rechteck- und Ovalhauses.

Des ferneren besitzen wir die Gruppe der sogenannten tönernen Hausurnen, die man bis vor kurzem ganz allgemein als Nachbildungen von Wohnhäusern angesehen hat. Ihnen hat F. Behn eine eingehende Untersuchung gewidmet, deren Ergebnisse heute zwar in wichtigen Punkten überholt sind, die aber doch ein reiches Material zur Nachprüfung bereitstellt¹⁷⁾. Daraus geht klar hervor, daß es Aschenurnen aus Ton und von viereckiger Form schon im Neolithicum gibt, besonders im slawischen Osten Europas. Die Hausform ist unverkennbar mit einem Satteldach von mäßiger Steile, senkrecht aufgehenden Wänden und einer Türöffnung in voller Breite der Giebelwand. In dem Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit treten anscheinend unabhängig voneinander noch einmal „Hausurnen“ auf, in Norddeutschland und in Italien. Bei den ersteren handelt es sich um kugelige Tongefäße, bei denen die Öffnung meist hochgelegen ist. F. Behn hat verschiedene Typen, wie Erdkuppelhütte und Jurte herauszuarbeiten und auch einen viereckigen Typus auf Füßen mit dem Pfahlbauhaus und dem Walliser Speicher in Zusammenhang zu bringen gesucht. Die Typen mit hoch gelegener Eingangstüre, die für ein Wohnhaus nicht in Frage kommen, sucht er mit der Einbettung der Hütte in die Erde als Wohnhäuser glaubhaft zu machen.

Gegen diese Deutung der „Hausurnen“ als Abbildungen von Wohnhäusern ist W. Schulz aufgetreten¹⁸⁾. Nach ihm sind Speicher und Kochhütte offenbar die Vorlagen für manche „Hausurnen“ gewesen. Besonders die auf Füßchen gestellten „Häuserurnen“ möchte er als Speicher ansprechen, die zum Schutze gegen Ungeziefer auf Pfähle gestellt werden, wobei flache Steinplatten zwischen Pfähle und Oberbau eingeschoben werden. Daß der Speicher als Leichenbrandbehälter diene, erklärt W. Schulz mit den *di penates* der Römer, die vom lat. *penus* = Vorratskammer abzuleiten seien. Man dachte sich also ursprünglich die Penaten in der Vorratskammer hausend, weniger, weil die Ahnen die Vorräte beschützen sollten, sondern weil Tiere, wie Mäuse, die als Seelen Verstorbener galten, sich in der Vorratskammer aufhielten.

Jüngst hat sich nun auch F. Oelmann in einer methodisch und ethnologisch verankerten Studie: Hausurnen oder Speicherurnen? mit dem Gegenstand beschäftigt und ist zu folgenden Ergebnissen gelangt¹⁹⁾. Die sog. Hausurnen finden ihre formalen Entsprechungen hauptsächlich im Speicherbau und nicht im Wohnbau; es gibt keine Hausurne, für die sich nicht Analogien aus dem Speicherbau nachweisen ließen. Dem Einwand, daß eine strenge Unter-

¹⁷⁾ F. Behn, Hausurnen. Bd. 1. Heft 1 der Vorgesch. Forschg. 1924.

¹⁸⁾ W. Schulz, Über Hausurnen. *Mannus* 17, 1925, 81 ff.

¹⁹⁾ F. Oelmann, Hausurnen oder Speicherurnen? *Bonn. Jahrb.* 154, 1950, 1 ff.

scheidung zwischen Speicherbau und Wohnbau gar nicht wesentlich sei, begegnet er mit dem Hinweis, daß die beiden verschiedenen Wurzeln entsprossen seien. Beim Wohnbau ist das Grundelement ein Dach, das zunächst unmittelbar auf die Erde gesetzt wird, um vor allem dem Herdfeuer als Schutz zu dienen; der Speicher aber hat seinen Ursprung in der Pfahlbühne und im Behälter.

Den ferneren Einwand, es sei sinnlos, sich die Seele des Toten im Speicher wohnend vorzustellen, erledigt F. Oelmann kurz mit dem Hinweis auf die Naturvölker in Indonesien und Ozeanien, die Gebeine der Toten in Speichern oder speicherartigen Gebäuden aufbewahren, womit zwangsläufig die Vorstellung verbunden sei, daß die Seele des Abgeschiedenen im Speicher ihren Sitz habe.

Aber das schlagendste Beispiel für die Bestattung im Speicher böten die unterirdischen Kuppelgräber der mykenischen Kultur. Schon im Altertum seien sie als „θησαυροί“ bezeichnet worden, und die bienenkorbformigen „Tymboi“ Attikas, auf den weißgrundigen Lekythen so häufig abgebildet, fänden ihre einfachste Erklärung durch Vergleich mit den bienenkorbformigen Lehmspeichern des heutigen Ägypten und Vorderasien.

Bei der Leichenbestattung sei eben der praktische Zweck im Grunde der gleiche, wie bei der Verwahrung von Sachgütern: Die Leiche sollte gegen völlige Vernichtung so gut wie möglich geschützt werden, weil nur so das Weiterleben der „Seele“ gesichert sei. Deswegen hat aller Grab- und Grabmalbau der Erde die engsten Beziehungen zum Speicher und nicht zum Wohnbau. Weder „Hausurnen“ noch die andern mannigfaltigen Formen der Grab- und Denkmalbauten erlaubten im allgemeinen Rückschlüsse auf den Wohnbau.

Die Ausführungen Oelmanns wirken überzeugend, aber es seien doch einige Einwände dagegen erwähnt, die sich dem ruhigen Betrachter aufdrängen. W. Schulz hat in seiner Notiz ein steinzeitliches Hausmodell von Sushkowska, Gouv. Kiew im Bilde wiedergegeben. Es zeigt einen Vorplatz, an den sich der Hauptraum mit einem Ofen und offenem Herd anschließt. Ein Herd hat in einem Speicher keinen Sinn. Es ist der Fund aber nicht als Grabfund gesichert, sondern bald als sakrales Fundstück oder Spielzeug gedeutet worden. Die tönernen Füßchen des Modells erinnern stark an gewisse Hausurnentypen und lassen vermuten, daß eben doch einige dieser Formen das steinzeitliche Haus mit Ofenstube wiedergeben. Leider ist der sakrale Charakter des Modells nicht sicher zu beweisen. Schwerer wiegt ein anderer Einwand: Unter den von F. Behn abgebildeten italischen „Hausurnen“ werden auf Taf. 54 c, d solche mit Tür- und Fensteröffnungen wiedergegeben. Das Fenster der einen ist überdies mit einem Fensterkreuz versehen. Jedem Kenner der Speicher ist es klar, daß diese Urnen nicht Darstellungen von Speichern vermitteln, sondern vielmehr von Wohnhäusern. — Speicher erhalten keine Fenster. Bei den Speicherurnen sind die Türen meist nur mit Verschlussplatten von außen verschließbar, woraus ihr Charakter als Vorrathshäuser besonders klar ersichtlich ist.

So halten wir trotz der schlagenden Beweisführung Oelmanns wenigstens für eine kleine Anzahl von Hausurnen an der alten Deutung fest, in der Hoffnung, daß durch neue Funde völlige Klärung geschaffen werde.

Den Gedankengängen F. Oelmanns zu folgen, erscheint verlockend. Es ist tatsächlich auffällig, wie die mykenischen Schacht- und Kuppelgräber förmliche Speicher oder Schatzbehälter darstellen. Aber auch die griechischen Schatzhäuser und Tempel bargen die Kostbarkeiten, die der Gottheit dar-

gebracht wurden. Um diese vor Raub zu sichern, mußten sie mit einer einzigen Öffnung und einem festen Tore versehen werden. Der Gottesdienst fand eben nicht im Innern des Tempels statt, sondern vor dem Eingange.

Verfolgen wir die Frage Grab-Haus noch weiter, so treffen wir in der Latènezeit noch einmal auf eine Gruppe von Denkmälern, denen Emil Linckeheld ein ebenso gründliches, wie methodisches Buch gewidmet hat²⁰⁾. Ausgangspunkt sind die Grabstelen, die auf dem Gebiete der keltischen Mediomatriker und Leuken gefunden worden sind. Der Verfasser stellt eine Entwicklungsreihe auf, die mit dem einfachen keilförmigen Grabstein, ohne sichtbaren Eingang beginnt; darauf folgt ein nischenartiger Typus, „*niche à chien*“, den man am besten mit einer Steinhaube vergleichen kann. Abb. 1.2. In der folgenden Stufe, er nennt sie die der Hütte, ist der Eingang verschwindend klein, in

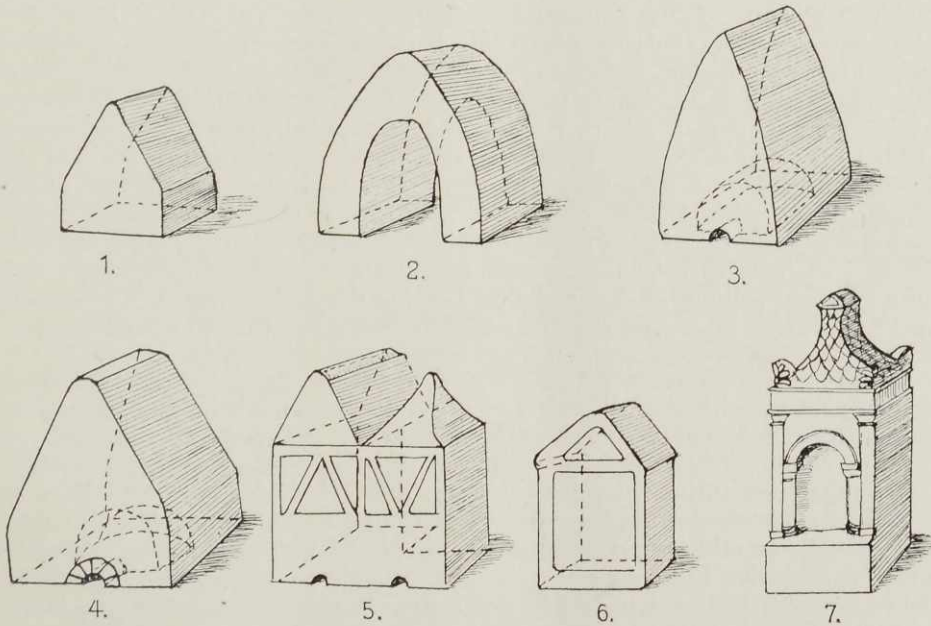


Abb. 1 Entwicklung der keltischen Grabstelen. (Nach E. Linckeheld.)

der Mitte angebracht; gelegentlich wird die Türe durch einen Bogen angedeutet. Es kommen auch Doppelhäuser vor. Am Schlusse der ganzen Entwicklung stehen das einfache Haus, mit Giebel und undurchbrochenen Wandflächen und das schmale Haus mit Ziegeln und Dachknauf und dem Säuleneingang mit Bogenstellung, das eher als Pfeiler zu deuten ist. Für den Verfasser, der offenbar die Abhandlungen von Schulz und Oelmann nicht kannte bzw. noch nicht kennen konnte, steht so außer allem Zweifel, daß diese rein keltischen Grabsteine Nachbildungen von Häusern darstellen. Er macht noch besonders darauf aufmerksam, daß die kleine Öffnung an der Basis dem Charakter des halbunterirdisch angelegten gallischen Hauses nachgebildet sei. Nach Linckeheld ist es nichts anderes als die Türe, die sich im Laufe der Entwicklung immer mehr verengert habe, um schließlich ganz zu verschwinden. Diese Türe ist die Pforte des Grabes; sie blieb offen, konnte aber durch eine beweg-

²⁰⁾ E. Linckeheld, Les stèles funéraires en forme de maisons chez les Mediomatriques et en Gaule. Paris 1927.

liche Verschußplatte abgeschlossen werden. Das Offenstehen der Türen ist nicht auf die Kelten beschränkt, sondern nach dem Verfasser liegt dafür auch ein Zeugnis des Posidonius vor. Nachwirkungen zeigt der heutige Volksglauben. In der Bretagne und etwas abgeändert auch in Lothringen herrscht der Glaube, daß die Seelen der im Hause Verstorbenen die Nacht in ihrer alten Wohnstätte zubringen. Deswegen war es Brauch, nachts die Türen nicht zu verriegeln und das Herdfeuer mit Asche zuzudecken, damit die Seelen ständig Feuer vorfinden. Diese Vorstellung vom Fortleben der Toten im Grabe hat nach Linckenheld zur Errichtung von Grabsteinen geführt, die in ihrer äußeren und inneren Form das Haus der Lebenden widerspiegeln.

Eine kritische Würdigung der ganzen Denkmälergruppe der Grabsteine muß feststellen, daß die älteren Typen mehr ein Dach als ein Haus darstellen; erst bei den jüngeren Typen kann man von eigentlichen Häusern mit Wänden und deutlich abgesetzten Dächern sprechen. Die sogenannte Türe findet sich nicht immer an der Basis, sondern wie bei den Speicherurnen in ziemlicher Höhe über dem Boden, sodaß auch hier die Möglichkeit der Vorstellung von sakralen Speichern gegeben ist (Linckenheld Abb. 50 S. 109). Bei den jüngeren Typen aber muß man mit F. Drexel und Linckenheld mehr an Pfeiler oder Obeliskbauten denken, die in ihrem gedrungenen pfeilerartigen Aufbau mit dem Dachknauf zum Ausgangspunkt der Pfeilerdenkmäler überhaupt geworden sind. Abb. 1.7. Die ganze Frage bedarf aber noch der Klärung. Zusammenfassend darf man sagen, daß in den sogenannten Hausurnen und in den Grabsteinen Vorrathshäuser und vermutlich auch Wohnhäuser zur Darstellung kommen sollten, in denen die Seelen der Verstorbenen weiter leben sollten. Wir dürfen also vorderhand an der Formel Grab-Haus festhalten.

3. Grab und Herd.

Es möge erlaubt sein, diese Frage nochmals kurz zu beleuchten, trotzdem ich ihr in meiner Urgeschichte der Schweiz (1926) S. 178 eine kurze Darstellung gewidmet habe. Die Einfügung von neuen Stützen rechtfertigt das Vorgehen.

Die altsteinzeitliche Sitte, die Toten auf dem Herd oder in dessen Nähe zu bestatten, ist beglaubigt in Grimaldi, Solutré und Laugerie haute. Dabei muß die Vorstellung mitgewirkt haben, daß der Herd nicht nur den häuslichen, sondern auch den kultischen Mittelpunkt der Familie darstellt. Der Herd steht ja in der Frühzeit immer in der Mitte des einräumigen Hauses. Sogar in den Hausurnen, die in die Gräber hineingestellt werden, wird nicht vergessen, den Herd erhöht wiederzugeben. Der Herd ist der Träger des Feuers, das neben seiner praktischen bald auch kultische Bedeutung annimmt. Auf ihm stehen die Herdgeräte, die bald dem gleichen Wandel erliegen.

Die Heiligkeit des Herdes in der Urzeit läßt sich noch bemessen aus dessen heutiger Wertschätzung bei Völkern zurückgebliebener Kultur. Im alten sardinischen Haus brennt das Feuer beständig auf dem Herd. Dort, angesichts der Herdgottheit, bringt die Sardin ihr Kind zur Welt. Fühlt der Sarde der Hirtendörfer sein Ende nahen, so begibt er sich zu der Herdstätte. In Italien ist die Sitte, das Kind als Neugeborenes auf die Herdplatte zu legen, noch lebendig. In Altgriechenland trug man es in feierlichen Umgängen (Amphidromien) um den Herd. Aus der Verehrung des häuslichen Herdes ist bei den Griechen der Kultus der Hestia, bei den Römern der Vesta erwachsen.

Daraus ergibt sich die Notwendigkeit für die Menschen, dem Toten die Verbindung mit dem Herd zu sichern. Dies wurde erreicht, indem man Ton- oder Wachfiguren der Verstorbenen in der Nähe des Herdes aufstellte und ihnen Opfergaben in Form von Speise und Trank darbot. Aus dieser Fürsorge entwickelte sich der römische Larenkult.

Andererseits konnte man die Verbindung dadurch herstellen, daß man die Herdgeräte einzeln oder gehäuft in die Gräber mitgab. Dieser Ritus ist nun derartig häufig, daß wir unmöglich an eine Aufzählung auch nur der wichtigsten Vorkommnisse denken dürfen. Eines der häufigsten Geräte in den Gräbern ist der **Feuerbock**. In unserm Lande kennen wir ihn vorwiegend aus Siedelungen. Wir haben seiner Zeit drei Typen herauszuarbeiten gesucht.

1. Der eigentliche Feuerbock aus Stein oder Lehm. Er wird meist paarweise verwendet, besitzt eine breite Standfläche und oftmals Kerben zur Aufnahme der aufgelegten Bratspieße.

2. Der Weihefeuerbock. Stellt sehr wahrscheinlich nur eine Nachahmung des Gebrauchsfeuerbockes dar und ist dem Kultus einer Herdgottheit gewidmet.

3. Die Mondbilder. Dies sind offenbar auch Kultgegenstände, da eine praktische Verwendung ausgeschlossen erscheint, und gehen auf eine gehörnte Gottheit (Stiergottheit) zurück.

Die Feuerböcke aus Stein oder Lehm, die als Bratspießständer dienen, finden wir in Griechenland schon im Neolithicum; in unserem Lande gehören sie ins Ende der Bronzezeit. Sie erhalten in der Eisenzeit Füße und nehmen die Gestalt von oft hohen Eisengestellen an, die nach außen in Tierköpfe und Hörner auslaufen. Für den kultischen Sinn der Feuerböcke spricht die Tatsache, daß sie noch in den Glossaren des 14. Jahrhunderts als *lar* (Herdgott) bezeichnet werden, daß die italienische Bezeichnung dafür *alare* lautet, was nach Meyer-Lübkes Erklärung gleichfalls auf *lar* hindeutet²¹). In diesen Namen ist die einstige Bedeutung der Feuerböcke festgehalten, wenn auch die Erinnerung an diese Herdgottheit längst verblaßt ist.

Die Mondbilder Mitteleuropas lassen sich der Form nach mit den kretischen Kulthörnern in Vergleich setzen, die nachweislich mit dem Kultus der Doppelaxt und einer Stiergottheit in Verbindung standen. Diese Kulthörner erscheinen oft auf altarähnlichen Aufsätzen, so in der bronzezeitlichen Siedelung von l'Oficio (Prov. Almeria, Spanien) und in Knossos auf Kreta.

In den mykenischen Schachtgräbern Nr. 5 und 4 fand sich ein Goldblech, das einen Altar darstellt. Auf den beiden seitlichen Kulthörnern sitzen zwei auffliegende Tauben, auf dem mittlern obersten Aufbau ruhen Kulthörner. Es ist hier mit der üblichen Erklärung von Beigaben des Lebens nicht mehr auszukommen. Das Grab ist das Haus des Toten, in ihm muß der Tote mit seinem Haus oder dessen Abbild in Form von Herd oder Altar in dauernde Verbindung gebracht werden, ist man vielmehr geneigt zu erklären.

Der Bratspieß.

Wenn der Feuerbock als Herdgerät in den Gräbern auftreten muß, da auf diese Weise der Tote in Verbindung mit dem Herde bleibt, so muß man unzweifelhaft auch die Bratspieße dabei finden. Der Bratspieß aus Eisen war vor Einführung der Geldmünzen als Münze und Tauschmittel in Umlauf. Er heißt im Griechischen *obelos* oder *obeliskos*. Das ist aber nach Déchelette auch der Name für eine griechische Münzeinheit, den *obolos*. Dieser war der sechste Teil der Drachme. Die Drachme aber war ursprünglich nichts anderes als ein Bündel von sechs Bratspießen. J. Déchelette konnte dann nachweisen, daß diese Bratspieß-Münzen nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei den Etruskern im Gebrauche waren und sich nach Norditalien und Mitteleuropa verbreiteten. An die Stelle des Obolos-Bratspießes trat später die Obolos-Münze, die sich als Weihegabe in den Gräbern der Griechen, Römer und Kelten vorfindet.

²¹) Handwörterbuch d. dt. Aberglaubens. Art. Feuerbock (Geramb).

Das Vorkommen von Feuerböcken und Bratspießen im gleichen Grabe ist sehr häufig. Neben den niedrigen Feuerbockformen gibt es hohe Gestelle, besonders in den italischen Kulturkreisen. Dort heißen sie zu Unrecht Kandelaber. Das Skelettgrab von Cerredio (Mus. Florenz) birgt hohe und niedere Feuerböcke mit Bratspießen, Schüreisen und Zange.

Herdschaufel, Schüreisen, Zange.

Damit haben wir weitere Herdgeräte, die in Gräbern auftreten und auf alten Herdkult hindeuten, schon genannt. Es ist vor allem eine Gruppe von Geräten zu erwähnen, die mit der Besorgung des Feuers zusammenhängen. Es sind die Herdschaufeln, mit langem Stiel und kleinen nahezu quadratischem (Benken) oder ovalförmigen Formen (Montlingerberg). Das Schüreisen von Benken ist ein langer Eisenstab mit einem gehörnten Tierkopfe, was allein schon den kultischen Charakter des Gerätes sicherstellt.

Die Feuerzange ist in den italienischen Museen als Grabfund nicht selten anzutreffen. Das schon erwähnte Grab von Cerredio zeigt eine lange federnde Feuerzange mit gerade abgesetzten Enden.

Dreifuß, Kesselkette und Kochkessel.

Neben den italischen Gräbern liefern uns namentlich die keltischen Einblicke in die Einzelheiten des Herdkultes. Der Latène-C-Grabfund von Dühren (Baden) barg neben den datierenden Fibeln und Glasringen einen Dreifuß aus drei Eisenstäben, von denen eine Kesselkette herunterhing. Sie besteht aus drei verschiedenen Eisengliedern, die mittelst Ringen miteinander verknüpft sind. Im Grabfund von Benken weist die Kesselkette zwei gedrehte Glieder auf, die mit Ringen verknüpft sind²²⁾. Abb. 2.

Im Grabfund von Dühren fehlt der eigentliche Kochkessel zum Aufhängen, dafür bietet eine mächtige flache Pfanne mit Stiel, eine Art Kasserole, Ersatz.

Der zweifellos kultische Charakter dieser Geräte erhellt nicht nur aus ihrem Vorkommen in Gräbern. Die Rolle, die der Dreifuß in griechischen Heiligtümern spielt, die Stellung der Kesselkette im heutigen Volksglauben bezeugen dies zur Genüge.

Schöpflöffel, Sieb und andere Geräte.

Unter den übrigen einwandfreien Kochgeräten sind noch einige Formen zu nennen, wie Schöpflöffel, Sieb u. a. Ihre Bedeutung für den Herdkult ist einzig und allein noch aus dem Vorkommen in Gräbern zu erschließen. Bislang hat die Forschung mit ihnen schlechterdings nichts anzufangen gewußt und hat sie unbeachtet auf der Seite gelassen. Im Grab 5 von Idria bei Bača hat Szombathy in einem großen Bronzekessel ein Bronzesieb mit durchbohrtem Boden und einen Schöpfbecher oder langstielligen Schöpflöffel gehoben, der oben in eine Schlinge mit auslaufendem Vogelköpfchen endet. Ein Sieb- oder durchbohrter Löffel gehört zu den Beigaben des Grabfundes von Benken.

In einem Grab Arnoaldi vom Garten Margherita (Mus. Bologna) kommt ebenfalls eine Schöpfkelle vor, in Gesellschaft eines Fleischhakens

²²⁾ Wir verdanken Herrn Dr. D. Viollier die Erlaubnis zur Wiedergabe der Funde im Bilde aufs Beste.

²³⁾ Grab von Benken in F. Keller, Beschreibung der helvetischen Heidengräber und Totenhügel, Grab zu Benken, Mitteil. d. ant. Ges. Zürich 1845, 5, 4, S. 20 Taf. 5. Skelettgrab, 1844 am Südabhange des Kohlfirstes gefunden. Funde von rechts nach links: Eisenkelle, Sense, Sichel mit Stiel, Sichel, darüber Beil, Eisenschaufel, Kesselkette u. Feuerhaken mit Widderkopf. Maßstab 1:4. Mit Déchelette Man. 2, 3, 1427 kann man das Grab in Latène III oder in das 1. Jhrdt. nach Christus setzen.

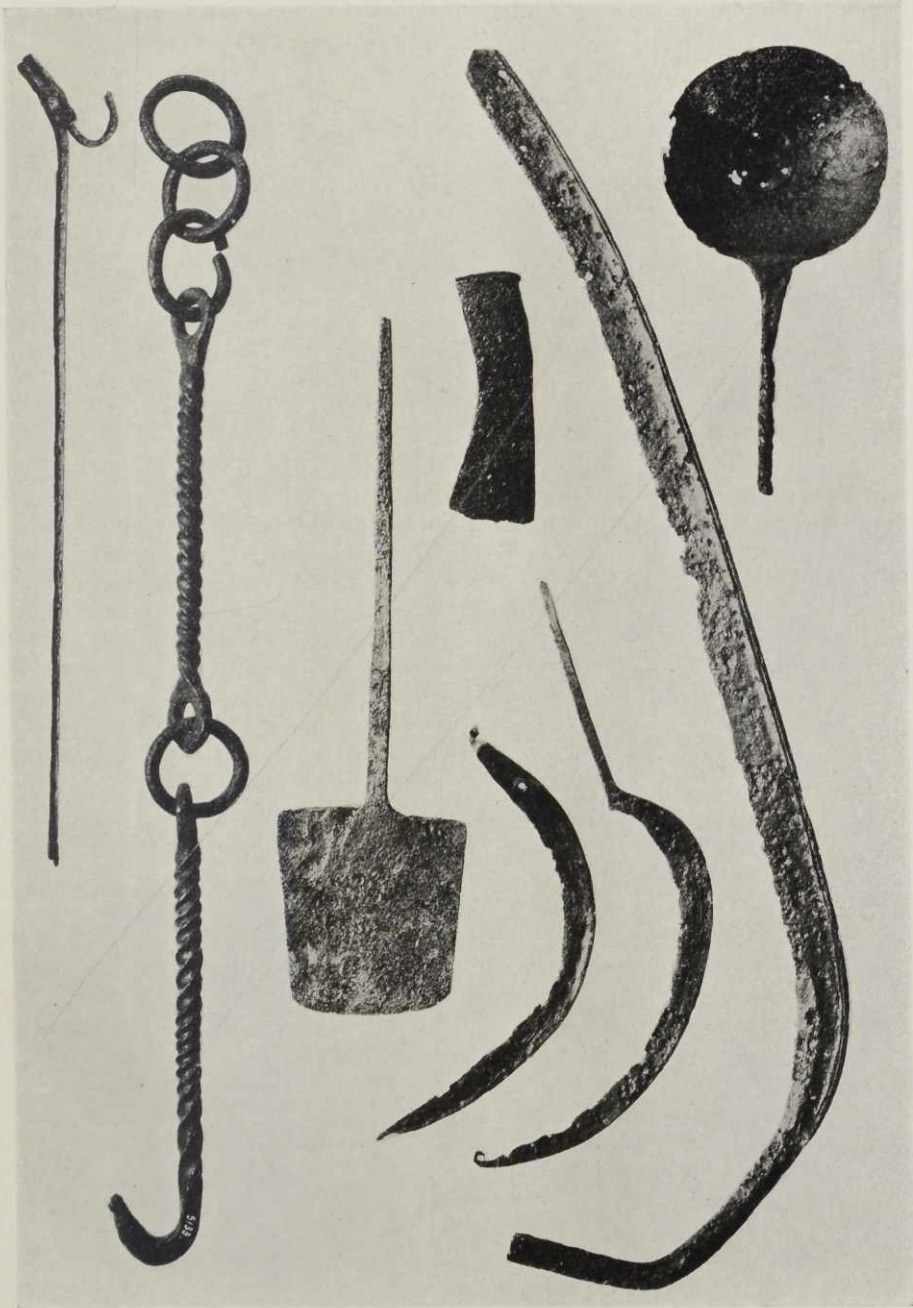


Abb. 2. Grabfund von Benken, Kanton Zürich. Schweizerisches Landesmuseum.

(Kreagra, Pempobolon). Es handelt sich um ein gabelartiges Werkzeug mit verschiedenen Zinken, das zum Festhalten oder Anfassen von Fleisch bei Opfermählern diente. Dennis sah darin rituelle Fleischhaken und Helbig setzte

sie dem homerischen Pempobolon gleich²⁴). Ein etwas verstümmeltes Stück hat Szombathy in Grab 17 von Idria nachgewiesen.

Diese Herdgeräte kommen sehr häufig in keltischen Gräbern vor. Danach muß der Herdkult bei den Kelten besonders gepflegt worden sein. Dieses geistig bewegliche Volk mit großem Anpassungsvermögen berührte in Kleinasien und Oberitalien alte reiche Kulturkreise, die sein Denken und Fühlen in entscheidender Weise beeinflussten. Nicht nur hatte die Unsterblichkeitslehre der Pythagoräer bei ihnen Eingang gefunden, auch in den Totenbeigaben kommen die fremden Einflüsse deutlich zur Geltung.

Aber es scheint, als ob die Kelten gerade auf diesem Gebiete von der bloßen Übernahme zur selbständigen Gestaltung vorgerückt seien. Nicht allein der Herd ist heilig, sondern alle die Geräte, die auf ihm zur Anwendung gelangen. In den keltischen Siedelungen finden wir die praktischen Geräte des Alltags aus Holz oder Ton, in den Gräbern die kultischen aus köstlichem Metall. Ihre Schmückung mit Tierköpfen aller Art bekräftigt dies. Daß solche Kultgeräte bei Opfer- und Totenmählern feierlich verwendet wurden, erscheint einleuchtend. Besonders anschaulich wirkt das Beispiel der unscheinbaren Fleischhaken, die nur im Ritus Ansehen erhielten. Gerade deren Vorkommen in Gräbern neben den anderen Herdgeräten verleiht unserer Anschauung eine gewisse innere Wahrscheinlichkeit und erlaubt uns die Formulierung: *Grab und Herd*. Im schon angeführten Volksglauben von Mase haben wir einen dahinzielenden Beleg. Wenn dort auf dem Hausherd Suppe oder Milch bereitet wurde und davon in das Feuer überfloß, so galt das als eine Erleichterung der Seelen im Fegefeuer, besonders, wenn ein Paternoster hergesagt wurde. Nach andern bestand überhaupt die Vorstellung, daß die Seelen sich dort einfänden, um die Milch zu trinken²⁵).

Die Grabbeigaben im Einzelnen.

Aus der überreichen Fülle der Vorkommnisse greifen wir drei heraus: 1. Die Totenmasken, 2. Die Axt, 3. Die Ackerbaugeräte.

1. Die Totenmasken.

Die Totenmasken aus den Schachtgräbern von Mykenae sind die bekanntesten Denkmäler dieser Gattung. Sie sind aus Goldblech gefertigt und fanden sich in verschiedenen Stücken vor, immer in Form von vollständigen Gesichtsmasken. Man kann sie mit den Schachtgräbern in die späte Bronzezeit (Beifunde: Eisengeräte) datieren. Zweifellos werden wir ähnliche Masken auch in jüngeren Epochen vertreten finden. Aus dem Übergang von Hallstatt zu Latène stammt z. B. die Bronzemaske von Klein-Glein bei Leibnitz (Mus. Graz), der auch noch Totenhände beigegeben waren. (Abb. 3.)

Schon in die Latènezeit gehört die Goldmaske von Ferschweiler bei Bolandorf i. d. Eifel (Mus. Trier)²⁶. (Abb. 4.)

In einer Wohngrube von Siefersheim (Rheinhessen) aus der ältesten Hallstattzeit fanden sich Tonmasken mit Mondbildern, Feuerböcken und einem Gefäß in Vogelgestalt als Beigaben. Es haben also auch in Alteuropa neben

²⁴) Dennis, *The cities and cemeteries of Etruria*. 5. Aufl. 1, 411; Helbig, *Das homer. Epos aus den Denkmälern* erläutert. 2. Aufl. S. 555—558. Zitiert nach J. Szombathy, *Das Grabfeld zu Idria bei Bača*. 1901 S. 51.

²⁵) F. Fankhauser a. O. S. 429.

²⁶) Die Hinweise verdanke ich der Freundlichkeit des Hr. Dr. Langsdorff aus Berlin. Die Herren Prof. Dr. E. Krüger, Direktor des Provinzialmuseums in Trier, Prof. Dr. W. Schmid in Graz erlaubten die Wiedergabe der Vorkommnisse im Bilde, wofür ihnen bestens gedankt sei.

den Metall- Tonmasken bestanden; offenbare Entsprechungen zu den spät-ägyptischen Gipsmasken, die neben den geschnitzten Gesichtsmasken auf den dortigen Holzsärgen vorkommen.



Abb 3. Gesichtsmaske und Hände aus Bronze. F.-O. Klein-Glein bei Leibnitz. Mus. Graz.

Über die Bedeutung der Totenmasken bestehen bis heute, soweit ich das Schrifttum übersehe, keine gegensätzlichen Anschauungen. R. Forrer gibt wohl die allgemeine Auffassung wieder, wenn er in seinem immer noch nützlichen Reallexikon in den Totenmasken porträtähnliche Darstellungen der Verstorbenen erblickt. Zu diesem Zweck seien sie auf deren Gesichter geheftet worden.

Nun ist der Porträtcharakter gewisser Totenmasken sicher unverkennbar. Und doch



Abb. 4. Goldmaske. F.-O. Ferschweiler bei Boliendorf. Mus. Trier.

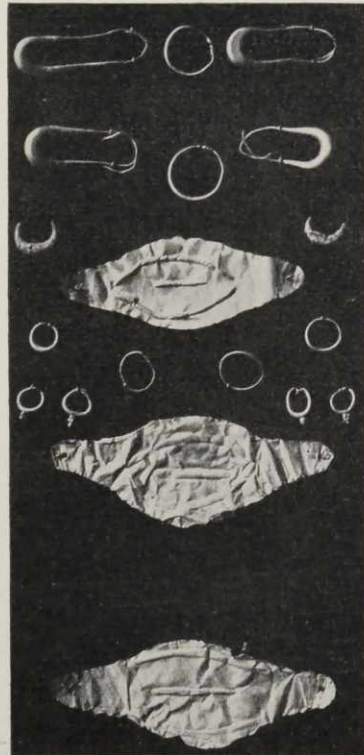


Abb. 5. Halbmasken aus Gold F.-O. Enkomi, Cypern. Brit. Museum.

kann man sich damit nicht restlos zufrieden geben. Namentlich sieht man die Notwendigkeit nicht ein, sie auf das Gesicht zu legen.

Eine Anzahl Grabfunde aus cyprischen Gräbern von Enkomi, die im Britischen Museum liegen, scheinen mir weiter zu führen. (Abb. 5.) Über die

Fundverhältnisse dieser Vorkommnisse bin ich nicht näher unterrichtet. Trotzdem sie hier im Bilde wiedergegeben werden, kommen vielleicht die Einzelheiten nicht klar genug zum Ausdruck²⁷⁾. Es sind also rautenförmige Goldbänder, die der Länge nach mit zwei Ovalstrichen und einem geraden Mittelstrich versehen sind, ganz in der Technik der mykenischen Totenmasken, die Augenlid- und Mundöffnung ähnlich wiedergeben. Ist die Vermutung zu kühn, daß es sich hier um Totenmasken handle, die als Bänder auf Körperöffnungen (Mund, vulva) gelegt wurden, um das Entweichen der Dämonen zu verhindern? Dann hätten wir an Stelle der mykenischen Vollmasken Teilmasken und an Stelle der vermuteten Porträte wenigstens teilweise Abwehrmittel gegen Dämonen.

Wir wagen auch nicht zu entscheiden, ob diese rautenförmigen Bänder und die mykenischen Goldmasken zur gleichen Gruppe gehören, oder am Ende zwei verschiedene Vorkommnisse darstellen. Aber trotz aller Schwierigkeiten haben wir die Frage aufwerfen müssen, weil die vermutete Lösung in die Denkungsart des Primitiven durchaus hineinpaßte und mit der Doppelwertigkeit der Toten eng zusammenhing, von der ja eingangs die Rede war.

2. Die Äxte.

Zu den ständigen Vorkommnissen in Gräbern und Verwahrfunden gehören schon in der jüngeren Steinzeit die Äxte. Man hat sie als Werkzeuge und Waffen angesprochen und damit ihr Auftreten an diesen Stellen hinreichend erklärt geglaubt. Einige neuere Funde meines Arbeitsgebietes, wie Rubigen und Gasel (Kt. Bern) ergaben ihr Vorkommen in der Nähe alter Quellfassungen, wodurch die Vermutung nahe gelegt wird, daß sie als Weihegaben an Quellgottheiten niedergelegt worden seien. Des ferneren gibt es in den neolithischen unterirdischen Totengruften der Marne Darstellungen von geschäfteten Steinbeilen, die neben der praktischen Bedeutung auf eine kultische hinweisen²⁸⁾. Noch schlagender ist die Darstellung von geschäfteten Steinbeilen auf den endneolithischen Dolmen der Bretagne. Auf Grabplatten erscheinen Abbildungen geschäfteter und ungeschäfteter Steinbeile²⁹⁾.

Das gleiche Bild bietet die Bronzezeit. In Gräbern und Verwahrfunden erscheinen Äxte in großer Zahl, in Salez bei Sennwald sogar 60 Stück, die reihenweise gelegen haben sollen³⁰⁾. Der Verwahrfund von Ringoldswil (Kt. Bern) weist neben einem dreieckigen Dolch vorwiegend Bronzeäxte verschiedener Form auf³¹⁾. Zweifellos Weiheäxte sind zwei Äxte aus dünner Bronze, mit Gold und Bernstein verziert, die aus Skogstorp im westlichen Södermanland stammen³²⁾. Zwei Äxte ähnlicher Form sind auf einem Wandstein der Grabkammer von Kivik in Schonen abgebildet und haben sicher kultische Bedeutung³³⁾.

Es darf auch noch auf eine weitere Ähnlichkeit mit den steinzeitlichen Vorkommnissen verwiesen werden. Diese Weiheäxte finden sich recht häufig in der Nähe von Heilquellen (Lenk) und können daher wohl als Weihegaben an Quellgottheiten aufgefaßt werden.

Ihr kultischer Charakter tritt am deutlichsten auf den Felsenzeichnungen Skandinaviens hervor. Eine Bronzeaxt mit langem Stiel, gehalten von einem

²⁷⁾ Abgebildet mit gütiger Erlaubnis der Direktion des Britischen Museums.

²⁸⁾ J. Déchelette, Manuel 1, 457 Abb. 160.

²⁹⁾ J. Déchelette a. O. S. 607.

³⁰⁾ Heierli, Urgesch. d. Schweiz (1901) S. 255.

³¹⁾ Tschumi, Urgesch. d. Schweiz (1926) Taf. 10.

³²⁾ O. Montelius, Kulturgesch. Schwedens S. 155 f.

³³⁾ O. Montelius a. O. S. 156.

Mann, ist bekannt von einer Felsenzeichnung aus Schonen³⁴). Die Axt überragt den Mann um ein beträchtliches und steht durchaus im Vordergrund, sodaß man sie füglich als Weiheaxt an irgend eine Gottheit ansprechen darf.

Auf den Felsenzeichnungen von Hvitlycke, Tanum tritt uns die Axt wieder entgegen. Sie wird von einem übernatürlich großen Manne geschwungen, in dessen Nähe sich eine Vermählung vollzieht³⁵). Damit wird der Gedanke nahe gelegt, daß die Vereinigung von Mann und Frau unter dem Schutze einer Fruchtbarkeitsgottheit stattfindet, deren Abzeichen gerade die hochgeschwungene Axt darstellt. Auf der gegenüberliegenden Seite der Zeichnung stehen Männer mit erhobener Axt gegeneinander. Es handelt sich wohl um die Darstellung des rituellen Kampfes, den wir ohne Gewalt als Vorläufer der mittelalterlichen Gottesurteile in Form des Zweikampfes ansprechen dürfen.

Auf ähnlichen Felsenzeichnungen von Fossum, Tanum werden Äxte in feierlichem Aufzuge herumgetragen, sowie Lanzen abgesendet, die deren kultisches Wesen klarstellen.

Da an dieser Stelle keine erschöpfende Untersuchung geplant ist, sondern nur mögliche Zusammenhänge aufgezeigt, begnügen wir uns mit den wenigen Beispielen. Es dürfte daraus der Schluß gezogen werden, daß die Axt als Sinnbild einer Gottheit (Fruchtbarkeitsgottheit) zu betrachten ist und an Quellen, in Hainen zu deren Ehren niedergelegt wurde. Schon O. Almgren konnte in seinem wiederholt angeführten Werke die Vermutung von heiligen Äxten, Lanzen und Dolchen aussprechen.

Über die Fortdauer solcher Vorstellungen von der Urzeit bis auf unsere Tage gibt uns die Volkskunde erschöpfende Auskunft. Sehr weit zurück geht der Volksglaube, daß die Äxte mit dem Blitz vom Himmel fallen und Schaden verursachen. Sie wachsen allmählich aus dem Boden heraus, Jahr um Jahr einen Fuß nach oben vorstoßend (Aveyron, Les Landes, la Gironde). Sie heißen *pierres de foudre*, *pierres de tonnerre*; ursprünglich selbst schadenbringend, werden sie nachher dem Menschen nützlich (Doppelwertigkeit). Sie schützen ihn nicht nur vor Blitz, sondern auch vor Feuer, und werden daher als Talismane in die Grundmauern der Häuser eingesenkt. Die Bauern der Bresse unterließen es früher nie, solche Steine, *carré* oder *Pierre à tonnerre*, unter die Grundmauern oder in eine Ecke einzubetten. Ein solches Beispiel meldet R. Bosch aus Seengen³⁶), wo sie in einer Kelleröffnung eingekleimt waren.

In anderen Gegenden Frankreichs werden sie unter der Türschwelle begraben (Yonne, Landes, Anjou, Gironde und Eure) oder auf dem Firstbalken in der Nähe des Kamins niedergelegt (Seine-Inférieure). Im Ain heißen sie *carreaux de tonnerre* und werden dort in den Ecken des Hauses aufgestellt gegen Blitzgefahr und als Mittel gegen gewisse Krankheiten. Steinbeile fünfeckiger Form wurden in eisenzeitlichen Gräbern nachgewiesen, so z. B. in Beuthen, und eine davon diente als heilkräftiger Stein bis in unsere Zeit³⁷).

Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß in den Metallzeiten den Bronze- und Eisenäxten die gleiche unheilabwehrende Kraft zugeschrieben wurde. In

³⁴) Montelius a. O. S. 105.

³⁵) O. Almgren, Hällristningar och Kultbruk 1926/27 S. 111.

³⁶) R. Bosch, Heimatkunde aus dem Seetal 1, 1927, 88 ff.

³⁷) H. Kurtz, Eine Steinaxt der älteren Eisenzeit aus Lugnan, Kreis Oppeln. Oppelner Heimatblatt 1928.

einer interessanten Untersuchung hat P. Aebischer eine ganze Zahl derartiger Gebräuche für einige Gegenden des Kantons Freiburg nachgewiesen³⁸).

Bei drohendem Gewitter und Hagel wird die Axt vor dem Hause aufgestellt, mit der Schneide nach oben. (Praroman, Montagny, Orsonnens, Pont-la-ville.) Oder es kommt vor, daß man sie auf den Scheitblock legt. Fällt ein Hagelkorn auf die Schneide und wird gespalten, so hört der Hagel bald auf. Auch in Frankreich besteht der Brauch, ein schneidendes Werkzeug, Axt oder Sichel, mit der Schneide nach oben aufzustellen. In Montagny werden zwei Äxte kreuzweise aufgestellt, mit der Schneide in die Luft. Aus dem bernischen Oberland (Lenk) ist der Volksbrauch bekannt, bei Gewittern die Axt mit der Schneide nach oben in die Dachtraufe zu legen als Schutz gegen Blitzschlag, an anderen Orten diente die „Häli“ (Kesselkette) dem gleichen Zwecke. Offenbar schon christlich beeinflusst ist der Brauch von Saint-Gaudens (Haute-Garonne), die Äxte in ein Becken mit Weihwasser zu legen, wobei die Schneide heraus schauen muß. Im übrigen braucht es nicht eine Axt zu sein, sondern es genügt auch eine Sichel, die mit der Spitze nach oben in den Feldern aufgestellt wird. (Leytron, Wallis.)

5. Die Ackerbaugeräte.

Die berühmten Schachtgräber von Mykenae haben neben ihrem Goldreichtum auch eiserne Sichel geliefert (Nat. Mus. Athen), die von den höfischen Luxusgegenständen merkwürdig abstechen.

Ackerbaugeräte verschiedenster Art kennen wir aber auch aus anderen Gräbern. Besonders reich an solchen Funden ist das Gräberfeld von Idria bei Bača (Görz), dessen Kenntnis wir Szombathy verdanken. In Grab 1 lag eine Eisensense, eine eiserne Spitzhaue und eine eiserne Baumsichel. Grab 18 enthielt Pflugschar, Pflugmesser, wiederum eine Sense, Spitzhaue und Eisenschaufel. Sensen und Sichel finden sich neben Herdgeräten im Grab von Benken (Kt. Zürich).

In frühgermanischen Gräbern erscheinen wiederum Pflugmesser in Bel-Air bei Lausanne und in Lovatens. In Bel-Air ruhte das mächtige Stück unter dem rechten Arm des Skelettes, und es kann kein Zweifel bestehen, daß es dem Toten ins Grab gegeben worden war. Im Gräberfeld von Lussy fand sich als Beigabe ein Winzermesser³⁹).

Diese Beigaben aus verschiedenen Epochen, aber nach unserer Auffassung immer aus denselben religiösen Vorstellungen heraus erwachsen, bedürfen zweifellos einer Erklärung. Es sind Äußerungen einer Zeit, in der die Heiligkeit des Ackerbaus noch in voller Frische stand. Diese Anschauung war auch noch lebendig, als der Gottesfriede, die *treuga dei*, geschlossen wurde, in dem außer Klöstern und Kirchen, Begräbnisplätzen auch die Ackerbaugeräte inbegriffen waren. Der Gottesfriede war nach H. Naumann ein Pflugfriede, der auf der heute noch nicht ganz verblaßten Heiligkeit der Ackerbaugeräte beruhte⁴⁰). Diese Anschauung wird gestützt durch Volksgebräuche, wie Notfeuer, Baumküssen, Saatwecken, die Heiligkeit der Aussaatszeit in Siebenbürgen, Brot- und Körneropfer, Weihe der ersten und letzten Garbe, die besonders altertümlichen Opfer beim Flachsbau, Glauben an Korngeister, das

³⁸) P. Aebischer, Comment on se protège de la foudre et de la grêle dans les campagnes fribourgeoises. Annales frib. 18, 1927, 49—69.

³⁹) M. Besson, L'art barbare dans l'ancien diocèse de Lausanne 1909 S. 181, 184.

⁴⁰) H. Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur 1921 S. 10.

Brautlager auf dem Acker, Begießung des Pfluges, der Pflugtiere und der Pflüger und Umzüge mit dem heiligen Pflug⁴¹).

Auch in Graubünden hatten sich im 18. Jahrhundert noch Reste alter Erntefeste erhalten, die auf alten Ackerbaukult schließen lassen⁴²). In älterer Zeit nämlich war es Sitte, nach dem Einbringen des letzten Fuders Heu die sogenannte Segessen-Henki vorzunehmen. Im Beisein der Familie, der Dienstboten und der Tagelöhner wurden die Sensen (Segessen) feierlich aufgehängt, offenbar unter Anrufung der Gottheit; denn es wurde ein kurzer Spruch gesprochen.

Ähnlich verlief die Flegel-Legi. Nach dem Ausdreschen der letzten Korngarbe wurden die Dreschflegel hingelegt und ein besonderer Spruch geäußert, der leider verloren gegangen ist.

Das Zatte-Vergraben bildete den feierlichen Abschluß der Weinernte und bestand sehr wahrscheinlich darin, daß die Zatte (Trester) im Torkel (Kelter) vergraben wurde, gewissermaßen als Opfer an die furchtbaren unterirdischen Gottheiten.

Zu diesen volkskundlichen Belegen gesellt sich noch ein urgeschichtlicher, der unsere Auffassung wesentlich stützen dürfte. Auf bronzezeitlichen Felszeichnungen von Finntorp (Kirchspiel Tanum, Bohuslän, Schweden) finden wir die Darstellung von rituellem Pflügen. Es ist die bekannte Darstellung eines Pflügers, mit zwei Pflugtieren, die von drei Männern mit erhobenen Händen, also in Schwurhaltung, eingerahmt sind. Mit O. Almgren darf man wohl auf die Darstellung des rituellen Pflügens schließen, dessen kultischer Sinn durch die übrigen religiösen Motive, wie heilige Bäume, Sonnenzeichen, rituelle Zweikämpfe und Vermählungsdarstellungen glaubhaft gemacht wird. Wir dürfen uns wohl der vorsichtigen Erklärung von O. Almgren anschließen, wenn er in den skandinavischen Felsenzeichnungen Äußerungen erblickt, die ursprünglich dem Kulte der Fruchtbarkeit gewidmet waren, den wir später in den Gräbern und ihren Vorkommnissen wieder finden⁴³). Zwar liegen diese Felsenzeichnungen selten in der Nähe von Gräbern, sondern am Rande der fruchtbarsten Äcker oder von solchen umgeben, aber man hat in der nächsten Nähe einiger Felsenzeichnungen Reste von rituellen Feuern gefunden.

So dürfen wir wohl in dem Mitgeben von Ackerbaugeräten in den Gräbern den Ausdruck eines uralten Kultus des Ackerbaues erblicken, der schon in der Bronzezeit nachweisbar ist und von da an immer wieder auftaucht.

Die vorliegenden Ausführungen erheben nicht den Anspruch auf eine restlose Lösung der aufgeworfenen Fragen. Sie versuchen, einen Schritt vorwärts zu gehen in der Deutung urgeschichtlicher Grabvorkommnisse. Daß man dabei keine bündigen Beweise erbringen kann, ist einleuchtend. Die Zeugen in den Gräbern sind stumm, und unser Vorgehen ähnelt daher in hohem Maße dem Indizienbeweis des Gerichtsverfahrens. Das unerforschliche Rätsel vom Sterben des Menschen und dem Fortleben nach dem Tode hat den Menschen aller Zeiten beschäftigt. Die Einstellung der Völker zu diesem Problem hat auch in hohem Maße die Gestaltung ihrer Religionen beeinflusst.

Bern.

Otto Tschumi.

⁴¹) H. Naumann, Prim. Gemeinschaftskultur 1921 S. 10.

⁴²) J. A. v. Sprecher, Gesch.-Rep. Drei Bände im 18. Jahrhdt. II (Chur 1875) S. 521. Auf von Sprecher hat mich in freundlicher Weise Hr. Dr. H. Roth aufmerksam gemacht.

⁴³) O. Almgren, Hällristningar och Kultbruk. Stockholm 1926/27 S. 328 f. — Ebenda Abb. 72.